

HOSPITZ-GRUPPE ULM

Begleitung Sterbender und ihrer Angehörigen e.V.

Rundbrief 6 - November 1998



INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Nach sieben Jahren	3
Begleitung eines Moslems	4
Manchmal genügt ein Erstgespräch	5
Tag der offenen Tür	6/7
Arbeitsalltag im Hospizbüro	7
“Eternity 98” - das Geschäft mit den Toten?	8/9
Über die Lehre von Sterbenden und Schwerkranken an der Uni Ulm	10
Randnotizen zu unserer internen Fortbildung	10
Sauerstoff bei Atemnot und Infusion bei Durst?	11
Wie ich meine erste Begleitung erlebte	12
“Nobody knows anybody’s end”- eine Beerdigung in Ghana	13

IMPRESSUM

Redaktion: Marion Hohloch
Zeichnungen: Monika Guther
Grafik: Elfriede Hempfer
Layout und Druck: Gerd Pietzsch

HERAUSGEBERIN

Hospiz-Guppe Ulm,
Begleitung Sterbender und ihrer Angehörigen e.V.
Zeitblomstraße 27, 89073 Ulm
Telefon/Fax: 0731 - 66622

Sparkasse Ulm
Konto-Nr.: 286 783
BLZ 630 500 00

Unsere Öffnungszeiten im Büro:

Montag bis Freitag 8 Uhr bis 12 Uhr
Auch an Feiertagen und Wochenenden hören wir
unseren Anrufbeantworter täglich ab.



Editorial

Der jährliche Rundbrief der Hospiz-Gruppe Ulm ist ein gutes Medium, zu einem bestimmten Zeitpunkt Rückschau und gleichzeitig Vorausschau zu halten. Im Artikel auf Seite 3 werden der Entwicklungsweg sowie die Ziele und Hoffnungen für die Zukunft aufgezeigt.

Es ist unverkennbar - die Hospizarbeit in Ulm trägt ihre Früchte in Form eines großen Erfahrungsschatzes und zunehmender Akzeptanz in der breiten bürgerlichen Öffentlichkeit.

Und immer, wenn ich Worte über die soziale Kälte in unserer Gesellschaft höre, erinnere ich an das freiwillige soziale Engagement der Frauen und Männer von Hospiz. Jede/r bringt sich in ihrem/seinem Maße und mit seinen persönlichen Fähigkeiten ein. So verschiedenartig sind dann auch die Begegnungen und Erlebnisse der Mitarbeiter/innen von Hospiz.

In den Geschichten und Erzählungen auf den nachfolgenden Seiten wird uns darin ein einfühlsamer Einblick gewährt. Allen Erlebnissen gemeinsam ist der große Erfahrungsreichtum und die Achtsamkeit im menschlichen Miteinander.

Die Hospiz-Arbeit hat ihren Kern in der Begleitung Sterbender und ihrer Angehörigen. Inzwischen ist sie aber ohne den organisatorischen Hintergrund, die verschiedenen Weiterbildungen, Supervision und Hospiztreff nicht mehr denkbar. Über all das berichten wir im Rundbrief 1998.

Möge der Rückblick auf das vergangene Jahr uns allen Mut und Zuversicht geben für den vor uns liegenden Weg. Denn die stille, manchmal schwierige Auseinandersetzung mit dem Sterben ist auf ihre Weise ein deutliches ‘Ja’ zum menschlichen Miteinander in unserer Zeit.

Marion Hohloch

Nach sieben Jahren

Genau genommen gibt es uns jetzt sieben Jahre. Zwar wurde unser Verein im Jahr 1992 gegründet, aber angefangen hat die Ulmer Hospiz-Arbeit 1991, als nach einem Vortrag von Daniela Tausch-Flammer im Haus der Begegnung eine Liste von Frauen und Männern entstand, die von sich bekundeten, an "Hospiz" interessiert zu sein.

Es stellte sich bald heraus, daß die Idee schon vorher in einigen Köpfen und Herzen gewachsen war, und daß es nur noch dieses Anstoßes bedurfte, der Idee Gehalt zu geben. Das war - wie gesagt - vor sieben Jahren.

In jedem Menschenleben lassen sich Sieben-Jahres-Zyklen beobachten. Oft sind die Übergänge von einer Phase zur anderen mühsam zu leben. Gewohntes und Vertrautes muß verlassen, neue Lebensräume müssen erkundet werden. Das bedeutet Abschied und daher Trauer, und es erfordert Mut und Vertrauen.

Schauen wir auf unsere sieben Jahre Hospiz zurück, so spüren wir deutlich: auch wir bewegen uns von einer Phase unserer Entwicklung in die nächste. Auch bei uns ist es so, daß Vertrautes und Gewohntes sich verändert und wir sehen mit Staunen, daß neue Räume sich öffnen.

Die Morgenstimmung des ersten Aufbruchs ist vorüber. Hospiz ist in Ulm sozusagen der Normalfall geworden. Möglicherweise werden wir nicht mehr so bestaunt, aber dafür mit größerer Selbstverständlichkeit in Anspruch genommen. So haben wir uns das gewünscht! Die Hospiz-Gruppe Ulm - so scheint es - hat im Konzert der Anbieter ambulanter, sozialer Dienste in Ulm ihren Platz eingenommen und wir möchten unseren Part gut spielen.

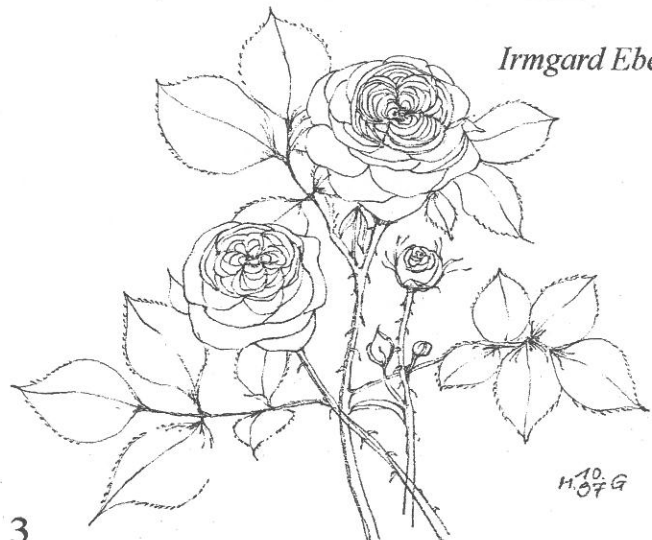
Auch die Zeit der ausschließlich ehrenamtlichen Arbeit ist vorbei. Gewiß, Sterbebegleitung geschieht bei uns nach wie vor freiwillig und unentgeltlich. Aber die Organisations- und Koordinationsaufgaben sind längst über das hinaus gewachsen, was im Rahmen freiwilligen Engagements zumutbar ist. So sind jetzt in unserem Büro Susanne Herz, Andreas Brückel und Elfriede Hempfer fest angestellt. Für die Öffentlichkeitsarbeit haben wir Marion Hohloch als Geschäftsführerin gewinnen können. Bis zum nächsten Frühjahr werden wir mit ihrer Hilfe hoffentlich eine hauptamtliche Einsatzleiterin zu unserem Team zählen. Einige von uns, die z.B. in der

Einsatzleitung gelegentlich bis an ihre Grenzen belastet sind, werden dann aufatmen. Damit steht zugleich die Aufgabe vor uns, das Zusammenspiel von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen einzuüben. Wie ich uns kenne, werden wir das mit Lust und gegenseitigem Respekt tun.

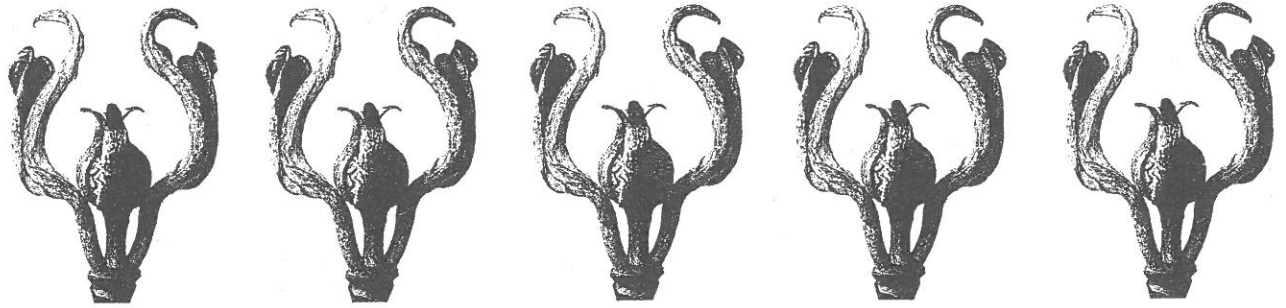
Wir sind nicht mehr die Einzigen in unserer Region. Rund um Ulm entstanden und entstehen weitere Hospiz-Gruppen mit unterschiedlichen Trägerschaften. Unser Rat ist dabei gefragt. Wir geben ihn gerne und gehen, wo es sinnvoll und nötig ist, auch eine erste Wegstrecke mit. Wir spüren, daß es uns gut tut, Nachbarn zu haben und Kontakt zu halten. Wir können voneinander lernen, am meisten da, wo sich unterschiedliche Entwicklungen anbahnen.

Wir haben von Anfang an eine Hoffnung, die immer dringlicher wird: *in Ulm ein stationäres Hospiz entstehen zu lassen.* Einen guten Ort zum Sterben, wie es Kliniken in der Regel nicht sein können, wenn es zu Hause einfach nicht mehr geht, wenn Sterbende keine Angehörigen haben und doch Rund-um-die-Uhr-Begleitung brauchen - ein Haus in einem Garten, günstig erreichbar, das wär's. Es müßte Raum bieten, um bis zu fünf Menschen in ihrer letzten Lebenszeit aufnehmen zu können. Auch die Angehörigen sollen darin zu Hause sein. Letzte Wünsche sollen dort erfüllt, ein Abschiednehmen in Würde und Ruhe, möglichst ohne Schmerzen und andere qualende Symptome soll darin möglich sein. Ein Ort der Geborgenheit und des Friedens müßte es werden, eine Hoffnung für viele, die sich vor ihrem Sterben fürchten.

Die nächsten sieben Jahre - werden sie uns dieser Hoffnung näherbringen? An dem, was wir dazu tun können, wollen wir es nicht fehlen lassen.



Irmgard Ebert



Begleitung eines Moslems

Das Erstgespräch sollte zusammen mit der Sozialarbeiterin stattfinden. Leider kam sie nicht zum vereinbarten Zeitpunkt, so habe ich das Gespräch mit der Familie alleine geführt, ein Dolmetscher war dabei.

Herr B. war Jugoslawe, Moslem, sieben Monate gefoltert, durch Leberkrebs dem Tode geweiht.

Nach zweistündigem Gespräch war meine abschließende Frage die nach einem letzten Herzenswunsch. Die Antwort - es gibt keinen Wunsch.

Nach drei Tagen bekam ich einen Anruf des Dolmetschers. Er teilte mir mit, daß es doch noch einen Wunsch gibt - einen Angelschein.

Bei dem Fischereiverein der Stadt Ulm habe ich gemeinsam mit Herrn B. einen Termin vereinbart. Die erste Auskunft lautete: es ist schwierig einen Angelschein zu bekommen, außerdem ist der Chef im Urlaub. Ich habe nicht locker gelassen, wollte mich auf gar keinen Fall abweisen lassen und dann kamen wir auf die Lösung. Es bestand die Möglichkeit, einen Touristen-Angelschein zu bekommen. Wir alle drei waren überglücklich. Die Hirschstraße war voller Schneeflocken als ich wieder nach Hause ging, ich hätte alle Menschen umarmen können vor lauter Freude.

Mir war in dieser Zeit die Verbindung zur Familie von Herrn B. wichtig, da ich bei Gesprächen oder auch am Telefon einiges regeln konnte - Hausarztbesuche, die Empfehlung eines ätherischen Öls gegen Juckreiz, die Organisation eines Gespräches mit Mitarbeitern des Ulmer Zentrums für Folteropfer, bei der Umschulung des großen Sohnes in eine andere Schule helfen, eine Rose bringen, die Frau umarmen, den Söhnen eine Schokolade mitbringen.

Es wurde Frühling, Herr B. begann zu angeln. Ich hatte noch nie so viel Donaufische in der Bratpfanne! Der Sommer verging.

Im August verstarb Herr B. zu Hause.

Der Familienrat bat mich, bei den Beerdigungsgesprächen dabei zu sein. Noch tobte in Jugoslawien der Krieg. Sollte Herr B. in seinem Heimatland Jugoslawien oder in Deutschland begraben werden? Herr B. wurde im Moslem-Bereich des Neu-Ulmer Friedhofs beigesetzt.

Bei dieser besonderen Beerdigung durfte ich dabei sein. Mit Ehrfurcht nahm die ganze moslemische Männerwelt Abschied vom verstorbenen Herrn B. Das hat mich sehr beeindruckt.

Frau B. und die Söhne leben heute auf dem Eselsberg. Herr B. wurde in seine Heimat überführt.



Monika Guther

Manchmal genügt ein Erstgespräch

Das gibt es bei unserer Arbeit auch: ein Erstbesuch, und unsere Aufgabe ist schon erfüllt. Da sind wir z.B. bei einer Familie, die vor dem Problem steht, wie man mit einer Angehörigen, die nur noch kurze Zeit zu leben hat, umgeht. Es drängen sich zunächst viele ungelöste Fragen bei den Beteiligten auf: schaffen wir es mit der Pflege, wie ist das mit den Medikamenten, die verabreicht werden müssen, vor allem aber mit der Schmerztherapie, wie oft kommt der Hausarzt und - ist das Pflegeheim nicht vielleicht doch die bessere Lösung, usw. Eine lange schwierige Begleitung scheint sich abzuzeichnen. Zwei Tage nach diesem Erstbesuch dann der Anruf: "Wir haben eine Lösung gefunden, wir behalten die Oma im Haus und teilen die Pflege unter uns auf, jeder ist zu bestimmten Zeiten dran. Vielen Dank für Ihren Besuch, dadurch sind wir darauf gekommen, wie wir es machen können. Sie waren uns eine große Hilfe."

Von solchen oder ähnlichen Erlebnissen höre ich in letzter Zeit häufiger. Es ist so, als stünde die Lösung eines Konfliktes schon im Raum, bei den Betroffenen jedoch ist sie noch nicht bewußt. Als hätte es nur noch dieses einen Gespräches mit Außenstehenden bedurft, um das Unklare klar werden zu lassen. Plötzlich fühlen sich die Familienangehörigen an ihre Verantwortung erinnert und es kommt der "Ehrgeiz" auf, es alleine zu packen. Vielleicht liegt es u. a. daran, daß sie mit den Hospiz-Leuten nicht Menschen erleben, die ihnen nach dem Dienstleistungsprinzip ihre Probleme abnehmen. Sondern sie erfahren, wie wir versuchen, die tatsächlichen Beziehungen der Beteiligten untereinander sichtbar werden zu lassen, in den guten wie den schwierigen Aspekten, und auch welche Möglichkeiten der Selbsthilfe es geben könnte.

Dann kommt so mancher aus seiner "Deckung" heraus und die Lösung des Problems wird deutlich. Es ist, als hätte es nur des Initialfunken bedurft

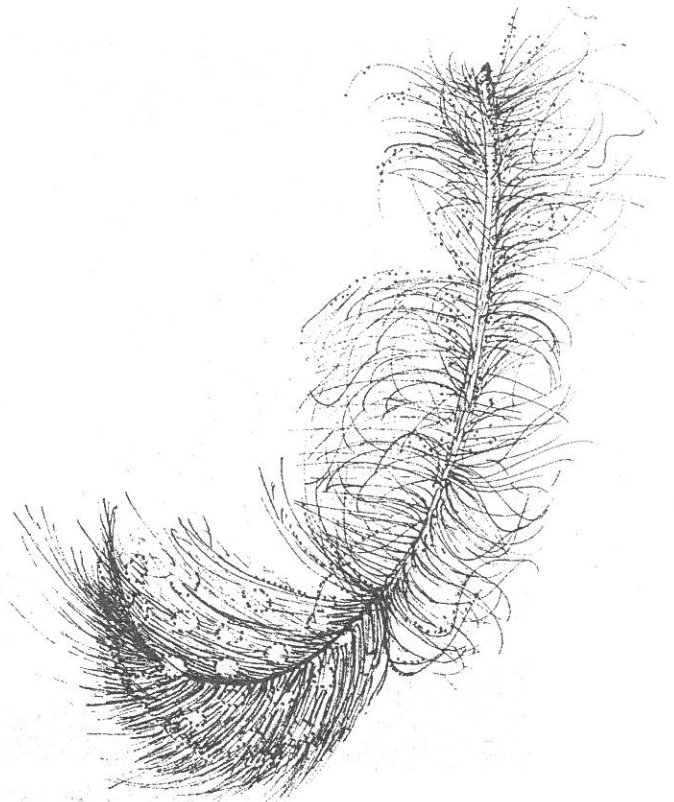
Ich erinnere mich an ein Erstgespräch mit einer Frau, deren zwei ältere Schwestern sich dagegen wehrten, mit der krebserkrankten Mutter, die alleine in ihrer Wohnung lebte, über den Ernst ihrer Krankheit zu sprechen. Selbst der behandelnde Arzt hatte davon abgeraten, weil er meinte, durch die Wahrheit könnte der Rest an Lebenswillen zerstört werden. Diese jüngste Tochter war in Not, denn sie hatte den dringenden Wunsch, mit ihrer Mutter vor deren Tod über das

Eigentliche in ihrer beider Leben und Beziehung zu sprechen und sie war sich nicht sicher, ob sie das in dieser Situation dürfe.

Am Ende unseres Gespräches, das wir sehr behutsam und alle Möglichkeiten mit ihren Konsequenzen beleuchtend geführt hatten, wurde es der Frau klar: sie wollte bei ihrer Wahrheit bleiben und die sie quälende Mauer des verleugnenden Schweigens brechen. Notfalls würde sie ihre Mutter zu sich nach Hause nehmen und pflegen, Platz wäre vorhanden und das mit der erforderlichen Zeit für die Pflege könne sie organisieren.

Haben Sie, liebe Leserin, lieber Leser, schon einmal einen Menschen erlebt, der sich plötzlich aus quälender Unsicherheit über den richtigen Weg erlöst fühlt und sich seines Handelns trotz zu erwartender Widerstände nunmehr gewiß ist? Die Kraft und warmherzige Entschlossenheit, die nun von dieser Frau ausging, steckte uns an. Wir verabschiedeten uns in gelöster, ja fast schon heiterer Atmosphäre. Der Knoten war geplatzt und weitere Unterstützung war nicht mehr erforderlich.

Henning Jonas



Tag der offenen Tür im Oktober 1998

Unter tatkräftiger Mitwirkung von Monika, Maria und ihrem Mann, Elfriede, Herrn Scheible, Gerhard, Georg und den vielen anderen freiwilligen Helfern haben wir im Juli 1998 unser Büro renoviert. Nochmals ein herzliches Dankeschön für den unermüdlichen Einsatz.

Unser besonderer Dank gilt unseren Sponsoren: Firma Knabl-Küchen für eine komplette Küchenzeile und der Firma Naturbaustoffe Diesch für die Naturfarben.

Alle Mitglieder und Freunde der Hospiz-Gruppe Ulm waren eingeladen zu unserem Tag der offenen Tür im neuen Büro. Wir haben uns über die rege Anteilnahme gefreut und die Fotos vermitteln einen kleinen Eindruck von der Atmosphäre dieses Tages.



Der Große und Großzügige: Küchenspender Haug von der Firma Knabl



... hat allen Grund, seiner Frau mit Stolz sein Werk zu präsentieren: "Malermeister" Scheib



Gruß aus Marzipan von unseren Vermietern



"Was ist eigentlich eine Patientenverfügung?"
Beratung beim Tag der offenen Tür

Arbeitsalltag im Hospizbüro

Ein normaler Arbeitstag im Hospizbüro beginnt für mich kurz vor 8 Uhr. Zuerst nach Post im Briefkasten schauen, dann den Anrufbeantworter abhören und Notizen machen, Begleitblätter anlegen und anschließend die Anrufe und die gewünschten Rückrufe starten. Ach ja, die Post muß noch mit dem Datumsstempel versehen werden und in die richtigen Fächer verteilt werden.

Nun ist es an der Zeit, den PC zu starten für die unterschiedlichsten Arbeiten - Spendenbescheinigungen ausstellen, die Warteliste für Interessenten der Hospiz-Ausbildung ergänzen, die Liste für die Teilnehmer am Vortrag über die Patientenverfügung auf den neuesten Stand bringen und die Einladungen für den nächsten Infoabend verschicken und abschließend noch die neuen Mitglieder unserer Hospiz-Gruppe in die Adressdatei eintragen.

Nächster Schritt, die Bürokasse aktualisieren - Rechnungen für ein neues Türschild, für Briefmarken und Blumen, alles wird in die Kassenabrechnung im PC eingetragen.

Zwischendurch klingelt das Telefon: eine Frau möchte wissen, ob Hospiz helfen kann bei der Bearbeitung ihrer Trauer, eine Mitarbeiterin teilt mir mit, daß sie am Fortbildungsseminar nicht teilnehmen kann, Anfragen zum nächsten Infoabend über die Patientenverfügung

Ach ja, und die ersten Vorbereitungen für unseren Stand auf dem Weihnachtsmarkt im Dezember müssen organisiert werden, d.h. eine Liste für die Standbesetzung erstellen, wer übernimmt den Auf- und Abbau des Standes und wer strickt, bastelt, näht und besorgt unsere Artikel für den Verkauf.

Zuletzt stelle ich heute noch die Themen zusammen, über die ich auf der wöchentlichen Bürositzung informieren will.

Beim Blick auf die Uhr stelle ich erstaunt fest, vier Stunden sind vergangen, wiederum wie im Flug, für heute ist Feierabend und morgen bin ich wieder hier - für den Büroalltag bei Hospiz.

Andreas Brückel

"Eternity 98" - das Geschäft mit den Toten?

oder - wie der Untertitel lautet:

Fachmesse für Bestattungsbedarf und -technik mit fachbezogenem Kongreß

Die Hospiz-Gruppe Ulm war eingeladen, sich am 6. und 7. Mai auf dieser Messe in der Donauhalle mit einem Informationsstand vorzustellen und außerdem bei dem Kongreß an einem Interview teilzunehmen und Statements abzugeben.

Auf den ersten Blick - und die örtliche Presse griff ausschließlich diesen Aspekt auf - war es ein riesiger Markt mit Unmengen von Särgen, phantasievollen Urnen, individuell gestalteten Totenhemden, die man sich zu Lebzeiten aussucht und eventuell sogar hin und wieder probeweise trägt, bronzenen Schmuckreliefs für Grabsteine, Leuchtern, Kerzen, Blumenschalen; aber auch Leichenwagen, als besondere Attraktion: der Cadillac, mit dem die tote Marlene Dietrich durch Berlin zum Friedhof gefahren wurde.



Leitmotiv für die Aussteller: "Der Weg ins nächste Jahrtausend erfordert eine neue Gangart. Während es den Bestattern obliegt, die Traditionen unserer Toteskultur zu pflegen, prägt das Streben nach Individualität den Trend der Zukunft".

Was hatten wir als Hospizleute da zu suchen?



Ein Blick in das Programm des Kongresses machte deutlich, daß unsere Gedanken und Erfahrungen sehr wohl gefragt waren, denn viele der Themen sind auch die unseren, wenn wir Angehörige - für Bestatter sind es die Hinterbliebenen - beraten. Kirchliche Beerdigung ist längst nicht mehr überall üblich: im Norden und im Osten von Deutschland noch weniger als bei uns. Den heutigen Bestattern kommen also Aufgaben zu, die früher selbstverständlich von den Kirchen übernommen wurden: den Trauernden tröstend beizustehen.

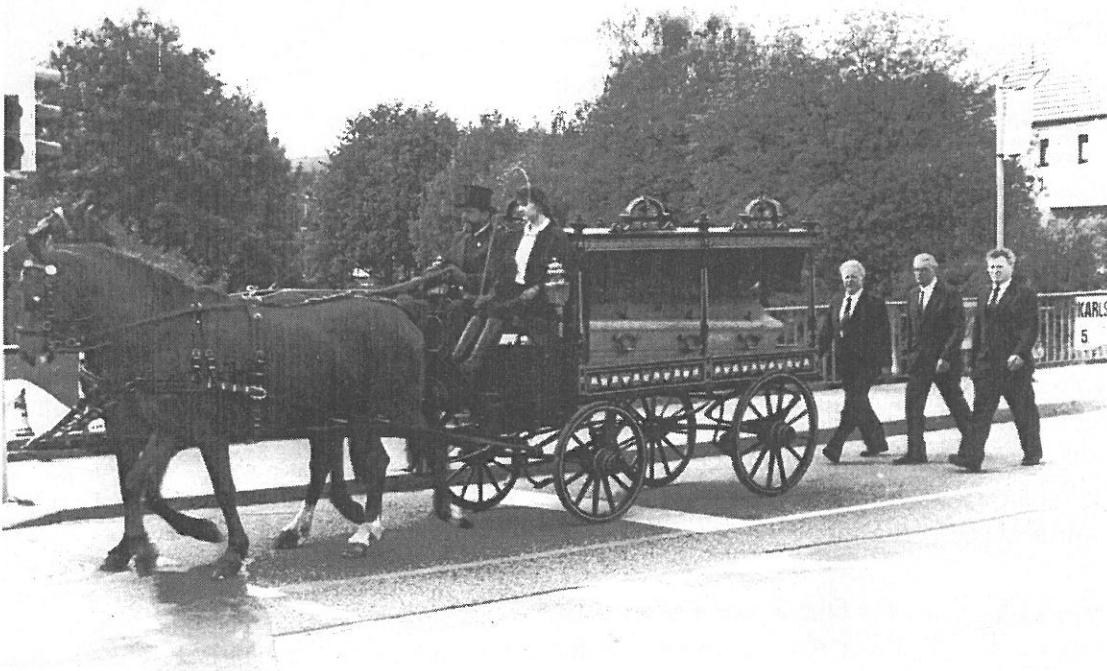
Die Atmosphäre in der Ausstellung war dann auch wie *Trauerfeier ohne Kirche*, sie wirkte feierlich, pietätvoll, die Gespräche wurden mit gedämpften Stimmen geführt, zwischendurch trug eine Sängerin, am Flügel begleitet, ernste Weisen vor.

An unserem Infotisch entstanden gute Gespräche, die Bestatter suchten uns auf, wollten beraten sein, nahmen unsere Prospekte mit und interessierten sich für unsere Bücher. (Die kleine Auswahl machte ihnen die Entscheidung leichter, während wir Hospizleute gerne an dem Bücherstand der großen Buchhandlung schmökerten, um zu sehen, wie umfangreich die Sterbeliteratur allmählich geworden ist.)

Die Bestatter berichteten uns von ihrem Alltag. Wir lernten sie als Menschen kennen, die oft die ersten sind, die den Hinterbliebenen Trost spenden, die Hilfe und seelischen Beistand leisten; große Unternehmen haben Hospizbeauftragte angestellt. Ein Tischlermeister aus einem norddeutschen Dorf erzählte, wie oft er schon vor dem Tod gerufen wird, weil er der Vertraute ist, der schon die vorige Generation bestattet hat, der weiß, was zu tun ist, der die richtigen Worte findet.

Während des Kongresses wurde Irmgard Ebert zu Erfahrungen bei der Sterbebegleitung interviewt - wie bei einer Talk Show auf Barhockern mit einem Conférencier. Mit dabei waren zwei Studentinnen, die von ihren Diplomarbeiten erzählten. Ein Thema lautet "Trauerrituale im Kulturvergleich", das andere "Wandel in der Werbung von Bestattungsunternehmen in den letzten einhundert Jahren". Es entwickelte sich ein ernsthaftes und lebendiges Gespräch, an dem sich auch die Zuhörer beteiligten.

Margret Kopp



Buchtip

Wenn ein Mensch gestorben ist - wie gehen wir mit dem Toten um?

Daniela Tausch-Flammer, Lis Bickel

Die eindrucksvollen Berichte von Hinterbliebenen zeigen den Schwerpunkt des Buches: Gefühle und Empfindungen beim Tod von Angehörigen zu benennen und wahr sein zu lassen. Diese Berichte sind, ebenso wie Zitate aus Literatur und anderen Texten, kursiv gedruckt.

Die Überschriften der fünfzehn Kapitel sind dementsprechend eher lyrisch formuliert und zeigen erst in den Untertiteln, welche Situationen und Fakten dargestellt werden.

Das Inhaltsverzeichnis ist - von den Unterzeilen her gesehen - sehr informativ und erleichtert die Verwendung des Buches, das dadurch in gewisser Weise ein "Nachschlagewerk" ist.

Kapitel 14 gibt Anregungen für vorsorgliche Überlegungen und Festlegungen für das eigene Sterben.

Wesentliche Fakten, Vorschriften und Statements sind grau unterlegt, auch das ist eine Hilfe beim Nachschlagen.

Margret Kopp

Über die Lehre von Sterbenden und Schwerkranken für Medizinstudenten an der Uni Ulm

Eigentlich wäre es in einem Satz zu sagen, was Studenten/innen innerhalb der Lehrpläne über Themen wie "Umgang mit Todkranken" und "Sterbegleitung" zu hören bekommen: nichts - es sei denn, sie kümmern sich selbst darum, Informationen und Aufklärung in diesen Bereichen zu erhalten.

Für mich ist das ein trauriges Bild und Anstoß genug, im Bereich des Arbeitskreises Ethik in der Medizin der Uni Ulm zu hinterfragen, wie dieser Mißstand verändert werden könnte.

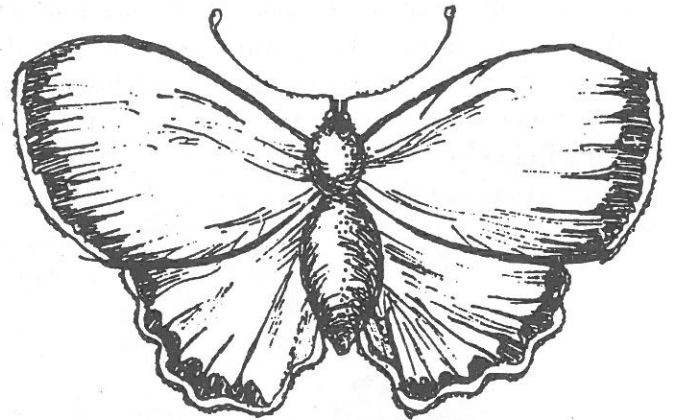
Wir veranstalteten freiwillige Wochenendseminare und erstellten Projekte. Und meine Beobachtung wurde immer wieder bestätigt: unter den Teilnehmern gab es einen großen "Wissensdurst", was den Umgang mit dem "immer-noch-Tabu-Thema" Sterben betrifft.

Zu Beginn entsteht für den Arzt eine schwierige Situation, wenn er sich um einen schwerkranken oder sterbenden Patienten kümmern muß, weil er sich im Todesfall des Patienten mit seinen eigenen Versagensängsten auseinandersetzen muß. Nach meiner Beobachtung sind auch Anamneseleiter/innen und Hospizmitarbeiter/innen mit diesen Ängsten konfrontiert. Die richtigen Worte in den Gesprächen mit den Todkranken zu finden ist ein wichtiger Schlüssel für uns, um diese Situation als gemeinsamen Prozeß begreifen zu können.

Im weiteren Verlauf unserer Diskussion findet meist ein sehr reger und lebendiger Austausch statt. Jeder Beitrag zählt und keine Aussage ist als falsch, unsinnig oder minderwertig zu betrachten. Die Interessierten lernen neben ungezwungenem Reden über die Problematik auch, wie man eine positive Haltung zum Sterben eines Menschen entwickeln kann - nämlich das Lebensende eines Menschen schön und würdevoll zu gestalten und diese Erfahrung für alle Beteiligten als eine Bereicherung zu erkennen.

Deshalb sind die vermittelten Erfahrungen und der sinngebende Inhalt der Hospizarbeit aus den Seminarangeboten für Studenten nicht mehr wegzudenken. Und das Interesse steigt!

Stephanie Dehaut



Randnotizen zu unserer internen Fortbildungsreihe

1) "Die Gedanken sind frei und ich weiß nichts davon"

Eine besondere Art von Studiennachmittag erlebten wir mit Dorothea Kleinknecht, die uns praxisnah einen Einblick in die Welt von altersverwirrten Menschen eröffnete.

Wir lernten die Methode von Naomi Veil kennen, bei der Verwirrten zugestanden wird, daß ihre augenblickliche Realität "wahr" ist, auch wenn Zeiten, Personen und Situationen - von außen gesehen - nicht in die derzeitige Gegenwart passen. Die Aufgabe der Pflegenden ist es, auf die Situation einzugehen und den Verwirrten beizustehen. Wir hörten Beispiele aus einem Pflegeheim, wo auf solche Weise gearbeitet wird. Im Pausengespräch zeigte sich, daß nicht alle frei von Angst sind im Blick auf das eigene Alter, daß aber in diesen neuen Erkenntnissen auch Hoffnung liegt. Wer weiß, was Verwirrte wirklich erleben?

2) Symptomkontrolle und Schmerztherapie

Aus vielen Gesprächen wissen wir, daß Menschen in Gedanken an ihr Sterben vor allem vor großen Schmerzen Angst haben. - Nicht ganz zu Unrecht, wenn man weiß, wie wenig Morphine in der BRD verschrieben werden. - In Ulm gibt es allerdings die Schmerzambulanz, an die sich Ärzte und Patienten wenden können.

Bei dem Studientag berichtete Ulrike Schmid, wie sie in England als Schmerzberaterin ambulant eingesetzt war, um die regelmäßige Verabreichung von Schmerzmitteln in der häuslichen Pflege zu gewährleisten. Ihr fundiertes Wissen machte uns Mut, uns in ähnlichem Sinne für Sterbende einzusetzen, d.h., bei Hausärzten nachzufragen

Als gute Ergänzung des Vortrags zeigte uns Susanna Milde Shiatsu-Übungen, mit denen wir zunächst uns gegenseitig wohl taten, die wir aber auch bei Schwerkranken anbieten oder deren Angehörigen zeigen können.

Margret Kopp

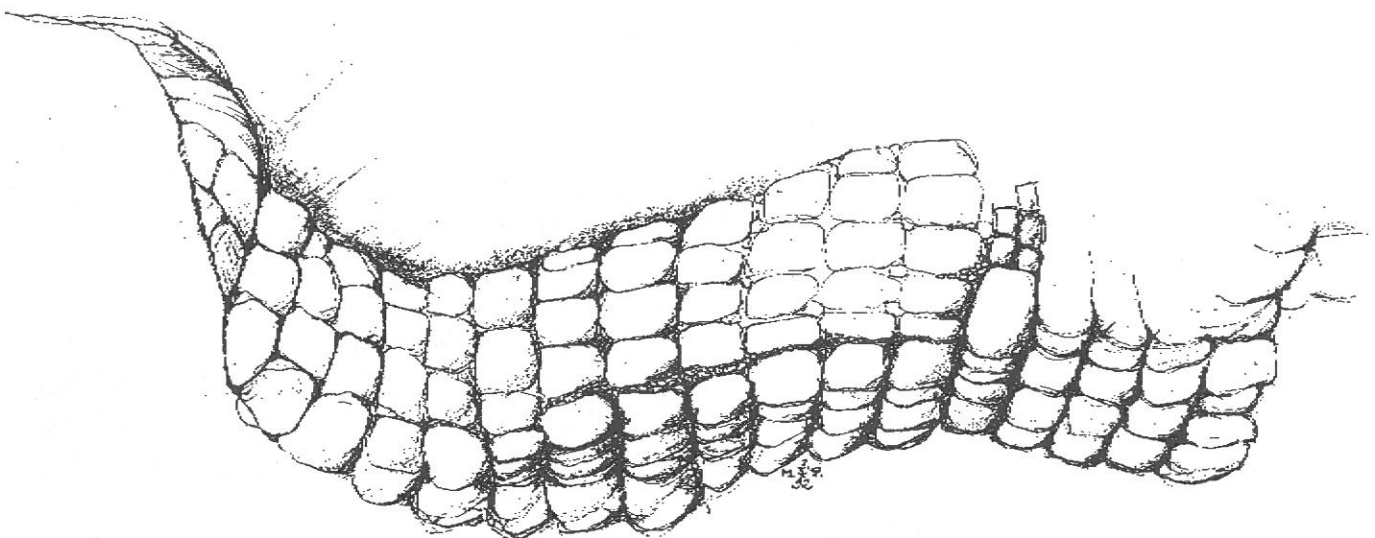
***Sauerstoff bei Atemnot und Infusionen bei Durst?
Bessere Wege zu einer erfolgreichen Symptomkontrolle in der
sterbebegleitenden Medizin***

”Man kann doch niemanden verdursten lassen - machen wir eine Infusion! Sauerstoff ist ein Lebenselixier, das hilft immer gegen Atemnot! So lautet die reflexartige Antwort auf nicht selten auftretende Beschwerden bei Schwerkranken und Sterbenden. Die daraus abgeleitete Behandlung erfüllt nun aber unter Umständen nicht ihren Zweck, lindert nicht das vorhandene Leiden, sondern kann manchmal sogar zu vermehrten Beschwerden führen. Es ist daher sinnvoll, eine sorgfältige Abwägung des Für und Wider von Behandlungsmaßnahmen in den letzten Lebenstagen zu treffen und nicht ungeprüft eine Routine zu übernehmen, die sich in anderen Zusammenhängen als sinnvoll und hilfreich herausgestellt hat.

Das Gefühl der Atemnot entsteht aus der Zusammensetzung mehrerer Signale aus dem Körper, nicht allein aus einem Sauerstoffmangel im Blut. So kann Atemnot aus Engstellen in den Atemwegen, zum Beispiel durch einen Tumor im Kehlkopf ebenso entstehen, wie durch eine Verdrängung der Lunge durch einen Rippenfellguss oder durch Schwäche der Atemmuskulatur. Entsprechend kann eine deutliche Hilfe durch günstige Lagerung mit erhöhtem Oberkörper, Zufuhr feuchter und kühler Luft, Entspannungsübungen, ärztlicher Behandlung von Engstellen oder Ergüssen sowie Medikamentengabe erfolgen. Morphium in kleiner Menge lindert manchmal sehr viel besser Atemnot als Sauerstoff. Eine Sauerstoffgabe ist nur dann sinnvoll, wenn sie bei einem Sterbenden anhaltend die Atemnot lindert. Bleibt diese Wirkung aus, sollte die Gabe von Sauerstoff wieder abgestellt werden. Sie hat den Nachteil, daß sie den körperlichen Bewegungsspielraum einschränkt und die Nasenschleimhäute austrocknet und zu zusätzlichen Beschwerden führen kann.

Infusionen bei Sterbenden werden leider viel zu oft aus dem Eindruck heraus gegeben, der betroffene Patient leide unter Durst und einem trockenen Mund. Sehr häufig tritt jedoch bei fortgeschritten Erkrankten und Sterbenden eine Verminderung des Hungers und des Durstes ein, die als durchaus sinnvoller Vorgang begriffen und respektiert werden sollte, denn es erleichtert das Sterben. In dieser Situation eine Infusion anzuhängen wird in der Regel weder ein vorhandenes Durstgefühl lindern, noch gegen einen trockenen Mund helfen. Vielmehr wird damit eine Flüssigkeitsbelastung des Körpers erzeugt, die durch Gewebsschwellungen Spannungsschmerzen oder durch Überwässerung der Lunge Atemnot hervorrufen kann. Eine Infusion sollte daher nur im begründeten Fall erfolgen und sehr langsam und sparsam eingesetzt werden. Oftmals ist es viel hilfreicher, den Patienten in kleinen Mengen trinken zu lassen, den Mund mit flüssiger Sahne zu benetzen oder dem Betroffenen gefrorene Ananasstückchen zum Lutschen zu geben.

Dr. Gerhard Hege-Scheuing



Wie ich meine erste Begleitung erlebte

Im November 1997 werde ich von der Einsatzleitung um eine Begleitung einer schwerkranken 43 jährigen Frau mit einem Hirntumor im Endstadium gebeten.

Die Patientin ist nach einem dramatischen nächtlichen Anfall in die Klinik eingeliefert worden.

Es ist Wochenende.

Sehr ängstlich und unsicher betrete ich das Krankenzimmer.

Mit welcher Situation werde ich konfrontiert sein?

Um das Bett versammelt ist die Familie - der Ehemann, die beiden Kinder im Alter von 15 und 17 Jahren, die Schwester und die Mutter der Kranken.

Es ist der Wunsch aller Angehörigen, die Kranke möglichst Tag und Nacht betreut zu wissen. Ich erkläre mich bereit, zwei bis drei Stunden am Vormittag da zu sein.

Die Kranke ist sehr erschöpft und ruhebedürftig, sie nimmt mich kaum wahr.

Im Flur des Krankenhauses erfahre ich von dem erschütternden Leidensweg der Frau und ich spüre sehr deutlich die Angst und die Ungewißheit, die vom nahenden Tod der Patientin ausgehen. Vor allem die Tochter ist völlig verzweifelt und läßt sich kaum beruhigen.

Ab Wochenbeginn bin ich jeden Vormittag einige Zeit mit der Patientin alleine. Meist ist sie sehr müde und matt, trotzdem spricht sie von ihren unerfüllten Wünschen ans Leben. Sie sagt, sie möchte gerne noch einmal Ski fahren gehen und mit ihrem Mann verreisen. Erinnerungen aus der Vergangenheit werden wach.

Im Laufe der Tage entsteht eine vorsichtige Vertrautheit.

Sehr berührt hat mich immer wieder der liebevolle Umgang des Pflegepersonals mit der halbseitig gelähmten Patientin.

Täglich nehme ich den Verfall ihres Körpers wahr, allmählich versiegt auch die Sprache. Trotzdem sind die Angehörigen noch voller Hoffnung - vielleicht auf ein Wunder.

Immer länger werden die Phasen des erschöpften Schlafes. Einmal kann ich sie beim Aufwachen noch fragen, wie sie sich fühlt. Mit einem entspannten Lächeln antwortet sie: "es ist alles gut".

Ihre letzten Worte an mich.

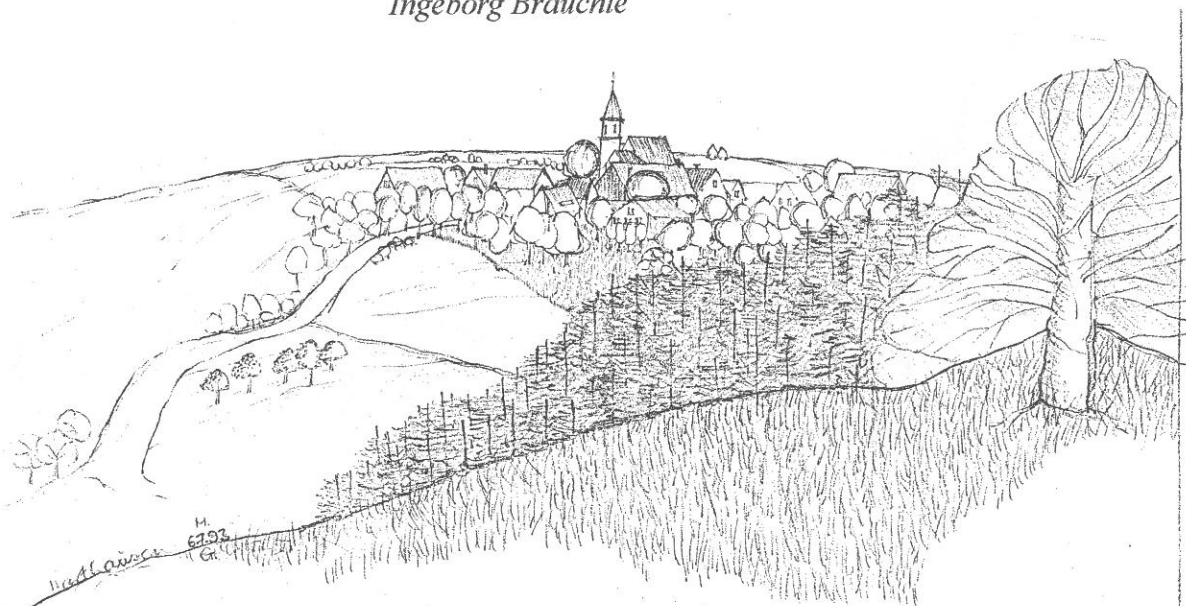
Bald danach verfällt sie in ein tiefes Koma, aus dem sie nicht mehr erwacht.

Von ihrem Tod erfahre ich morgens vor der Klinik von ihrem Ehemann. Es ist eisig kalt und auf der Heimfahrt fühle ich mich entsetzlich elend. Dieser Zustand hält mehrere Tage an.

Erst nach einer bewegenden Trauerfeier und Beerdigung kann ich denken:

Gott sei dank, sie hat es geschafft.

Ingeborg Brauchle



“Nobody knows anybody’s end” - eine Beerdigung in Ghana

von *Stephanie Waibel*

Es ist Januar; man schreibt das Jahr 1998.

Der Weg zum “Police Hospital” ist zwar nicht weit, doch brennt die Vormittagssonne unbarmherzig auf uns herab. Noch dazu bin ich es nicht gewohnt, ein Tuch um den Kopf gewickelt zu haben. Doch für heute schreibt dies die Tradition der “Ga” so vor, zum Zeichen der Trauer. Wir sind in Eile. Der rote Staub der Straße bedeckt das schwarze Leder unserer frisch geputzten Schuhe.

Schon von weitem ist die Mensentraube vor dem Hintereingang des Krankenhauses zu erkennen. An einem kleinen Kiosk werden Plastikblumen und Beileidskarten verkauft. Ein schwarzer Leichenwagen fährt vor. Mit goldenen Lettern ist auf die getönte Scheibe geschrieben: “Way to heaven”. Wenn es nur so ist.

Die Menschenschlange setzt sich in Bewegung. Ganz vorne sehe ich Mrs. Tetteh mit den vier Buben ihres Bruders. Die Ersten gehen durch die Türe mit der Aufschrift “Mortury”. Als sie wieder heraus kommen, weinen sie. Die vier Halbweisen klammern sich an ihrer Tante fest. Jetzt sind wir an der Reihe.

Ein süßlicher Geruch steigt mir in die Nase. Wir betreten den halbdunklen Raum, in dem mehrere offene Särge stehen. Fast hätte ich Bra-Pani nicht wiedererkannt. Sein Gesicht wirkt bleich und wächsern; er ist einbalsamiert worden. Sie haben ihm einen schwarzen Anzug mit weißem Hemd und Krawatte angezogen und er erinnert mich an einen Kellner. Dies ist etwas befremdlich für mich, denn ich habe erwartet, daß er in einen der wunderschönen afrikanischen Stoffe gehüllt wäre. Doch man erklärt mir später, daß dies der Brauch sei bei Toten, die jung und unerwartet verstorben sind. Einen alten Menschen würde man in weiße oder bunte Tücher wickeln und auch die Trauergäste würden sich zum Zeichen der Dankbarkeit für ein erfülltes Leben in weiß kleiden.

Doch der Onkel war an Weihnachten völlig unerwartet bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Für den heutigen Tag ließen wir uns deshalb Kleider nähren aus einem schwarzen Stoff. Mit brauner Farbe sind Symbole aufgedruckt mit der Bedeutung “Nobody knows anybody’s end”.

Wie wahr.

In Ghana gibt es keine Bestimmungen, daß ein Toter innerhalb einer bestimmten Zeit beerdigt werden muß. Im Gegenteil, man möchte ihm noch genug Zeit geben, unerledigte Dinge zu bereinigen, bevor er dann endgültig unter die Erde kommt. In dieser Zeit leben die Angehörigen in ständiger Angst, von ihm heimgesucht zu werden, oder auf ähnliche Weise wie er zu Tode zu kommen. Man verläßt das Haus deshalb nur selten. Die Tage sind ausgefüllt mit Vorbereitungen für die Beerdigung. Da es keine Beerdigungsinstitute gibt, müssen die Familienmitglieder alles selbst organisieren: einen Pfarrer benachrichtigen, einen Schreiner für den Sarg beauftragen, Kleider und Schmuck für den Toten kaufen, Blumenkränze bestellen und vieles mehr.

Man versucht, dem Verstorbenen zu Ehren nach Kräften ein schönes Fest vorzubereiten, um ihn zu versöhnen. Nicht wenige Familien treibt dies finanziell in den Ruin.

Seit jenem Weihnachtstag waren täglich unzählige Verwandte und Freunde in unser Haus gekommen um Wäsche zu waschen, Essen zu kochen, zu putzen oder mit den Kindern Hausaufgaben zu machen, damit Mr. und Mrs. Tetteh sich um all das Übrige kümmern konnten.

Je mehr Zeit man bis zur Beerdigung verstreichen läßt, desto pietätvoller ist dies dem Toten gegenüber. Stammesälteste werden deshalb manchmal erst nach zwei Jahren beerdigt. Ich frage mich, wo in diesem heißen Klima die Leichen so lange aufbewahrt werden.

Beim Verlassen des Krankenhauses sehe ich durch eine angelehnte Türe, wie nackte tote Körper in einem Nebenraum auf dem Boden übereinander gestapelt sind.

Ein Omnibus steht schon bereit, um die vielen Gäste zur Kirche zu bringen nach Teshi, einem Vorort von Accra. Dort war Bra-Pani aufgewachsen. Ich steige zusammen mit zwei meiner Schwestern und noch zwei Tanten in ein altes, klappriges Taxi, bei dem die Sicherheitsgurte fehlen. Wir schweigen, als sich die Autokolonne durch den dichten Hauptstadtverkehr schiebt.

Ich denke daran, daß es genau solch ein Taxi war, das den Onkel ins Jenseits beförderte. Schon vorher hatte man mir mehrfach erzählt, daß Weihnachten ein Fest der Familie sei, an dem man zu Hause bleibt. Tue man dies nicht, bringe dies Unglück. Und tatsächlich war der Onkel auf höchst mysteriöse Weise ums Leben gekommen, denn weder das Fahrzeug noch die anderen Insassen kamen zu Schaden.

In den vergangenen Wochen hatten wir es vermieden, ein Taxi zu nehmen oder überhaupt Auto zu fahren. Obwohl ich mich der Unfreiheit, zu Hause zu bleiben, nicht unterstellte, merkte auch ich, wie ich plötzlich nur mit größter Vorsicht Straßen überquerte und vom Verkehr Abstand hielt. Daß wir gerade jetzt in solch einem Vehikel sitzen, das mit halsbrecherischer Geschwindigkeit über die Landstraße saust, jagt mir eine Gänsehaut über den Rücken.

Hatte ich bisher den Eindruck, die Lebens- und Denkweise der Menschen in Ghana würden sich nicht wesentlich von der Unsrigen unterscheiden, so zeigt mir der Tod dieses Onkels doch deutlich, wie magische Dinge auf dem schwarzen Kontinent viel gegenwärtiger sind als in Europa. Die Ghanaer sind sehr gläubig, gläubig im christlichen Sinne. Der Glaube gehört zum Alltag und findet sich in vielen Redewendungen und Handlungen. Für mein europäisch geprägtes Empfinden ist der Zusammenprall von tiefem christlichen Glauben und den uralten Riten und Bräuchen, der mir in diesen Tagen immer wieder begegnet, seltsam anmutend, doch faszinierend.

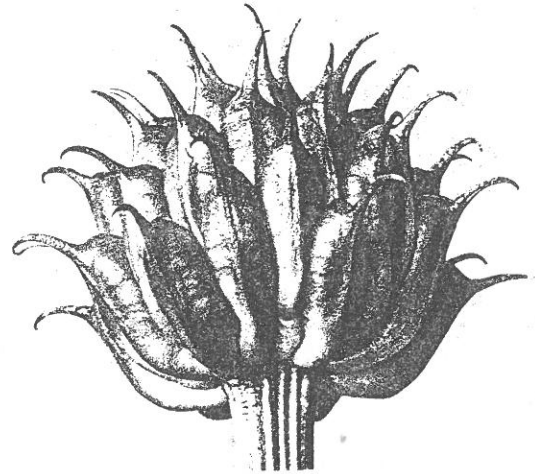
Als das Auto eines anderen Onkels auf dem Weg nach Teshi vor unseren Augen einen Unfall hat, frage ich mich, ob wir es uns nicht etwas zu einfach damit machen, solche Dinge ausschließlich dem Zufall zuzuschreiben.

Auf dem Weg zur Kirche wird an wichtigen Stationen im Leben des Onkels Halt gemacht: an seinem Wohnhaus, dem Haus seiner Eltern und dem seiner Schwester. Der Sarg wird jeweils ausgeladen und ein Gebet gesprochen. Man tut dies, um den Geist des Onkels aus diesen Stätten zu entfernen. Als wir bei unserem Haus angekommen sind, bricht Mrs. Tetteh in ein Klagegeheul aus, indem sie eine bestimmte Silbe immer wiederholt und sich dazu mit erhobenem linken Arm im Kreis wiegt. Einige der älteren Frauen tun es ihr nach. Plötzlich drängt sich eine Tante von hinten vor und gießt eine Flüssigkeit vor dem Sarg aus. Daraufhin bricht ein Streit zwischen ihr und einigen anderen aus. Man erklärt mir, es sei ein alter Ritus, Alkohol vor den Sarg zu schütten, um damit Geister zu beauftragen, den Geist des Onkels vom

Haus fern zu halten. Dr. Tetteh möchte mit solchen heidnischen Bräuchen jedoch nichts zu tun haben, da er ein christlicher Mann ist.

Die kleine presbyterianische Kirche liegt am Strand. Genauso gut könnte sie zu einem Dorf auf der Schwäbischen Alb gehören. Die Holzbänke, die bunten Glasfenster und das Kreuz über dem Altar - ja, sogar die Lieder kommen mir bekannt vor.

Außer unserem Onkel wird noch ein alter Mann beerdigt. Seine Angehörigen sind ganz in Rot gekleidet.



Vom Gottesdienst selber verstehe ich nicht viel, da er in der Sprache der "Ga" abgehalten wird. Ich sitze in der ersten Reihe, eingequetscht zwischen zwei korpolenten Tanten, die mir gerade so viel Platz lassen, um atmen zu können. Durch die offene Seitentüre unter der Kanzel ist das Meer zu sehen, davor vereinzelte Palmen und ein paar Jungs, die zwischen Ziegen und Hühnern auf dem Kirchhof Fußball spielen. Ein Schaf legt sich auf die Türschwelle und kaut genüsslich wieder, so als höre es dabei genau zu, was der Pastor zu sagen hat.

Der Gottesdienst ist fast zu Ende, und es wird zum Opfer aufgerufen: neben jeden Sarg wird ein Holzgestell mit einer blauen Plastikwanne gestellt. Eine dicke Frau mit einem Gewand in exakt dem selben Blau und einem etwas unfreundlichen und gelangweilten Gesicht stellt sich dazwischen, um mit Hilfe einer blauen Plasticschnur die Leute so zu dirigieren, daß am Ende in jeder Schüssel etwa gleich viele Scheine sind.

Mrs. Tetteh gibt mir ein Zeichen. Ich winke den Schwestern und trete vor, um die Blumenkränze vom Sarg zu nehmen. Dann schreiten wir, immer zu zweit, hinter dem Pastor und den Mönchen und Nonnen her. Mrs. Tetteh hat mir vorher erklärt, daß es die Aufgabe der unverheirateten Frauen ist, die Blumen zum Grab zu tragen. Da ich die Älteste unter ihnen bin, fällt es mir zu, voraus zu gehen.

Der Friedhof liegt nach zehnmütigem Fußmarsch direkt am Meer in den Dünen. Der Weg dorthin ist steinig und unbefestigt. Wir singen. Der Pastor führt uns an, einen Kruzifixstab in der Hand, und sagt jeweils den Text der nächsten Strophe vor, den wir dann im Chor mit den Mönchen und Nonnen anstimmen. Hinter uns werden die Särge getragen, dann folgen die Trauergäste.

Das Meer ist wunderschön; der Himmel wild, wie mit einem nassen Tuch verhangen. Am Horizont ein einsames Boot. Auf der anderen Seite in Richtung Teshie ein paar Hütten und Menschen, die arbeiten. Frauen tragen Eimer auf ihren Köpfen und Kinder auf dem Rücken. Was für ein Gefühl muß es sein, hier zur letzten Ruhe getragen zu werden?

Unser kleiner Zug, singend und heulend auf dem steinigen Weg, kommt mir vor wie in einem der Missionarsfilme, die ich als Kind so gerne angeschaut habe. Und ich darf mit dabei sein. Mit jeder Pore meines Körpers nehme ich die unendlich vielen Eindrücke dieses Tages in mich auf. Ganz sicher werde ich sie nie wieder vergessen.

Das Gelände wird immer unwegsamer; der Friedhof ist von der Umgebung nur durch eine niedrige Mauer abgegrenzt. Zwischen den Hügeln aus Erde und Sand liegen die Gräber, gekennzeichnet durch Steinplatten. Je näher wir ans Ufer kommen, desto frischer werden sie, bis wir vor einem Erdloch Halt machen. Das Grab des anderen Toten ist ein paar Meter entfernt.

Das Heulen der Frauen hat sich auf dem Weg hierher stetig gesteigert. Es schwillt noch mehr an, als wir am offenen Grab stehen und erreicht seinen Höhepunkt, als der Sarg hinuntergelassen wird. Mrs. Tetteh stimmt wieder dieses Klagegeheul an und läßt ihren linken Arm dazu in der Luft kreisen. Genau so habe ich mir die Klageweiber in den biblischen Geschichten vorgestellt. Als der Sarg auf dem Boden aufsetzt, wirft sie beide Arme hoch und ruft irgend etwas. Danach bricht sie zusammen und muß von anderen Frauen gestützt werden. Später erfahre ich, daß sie ihre im Mutterleib verstorbenen Drillinge angerufen und ihnen befohlen hat, Bra-Pani im Himmel zu dienen.

Ich stehe zusammen mit den Zwillingen des Onkels am oberen Rand des Grabes inmitten der heulenden und schreienden Frauen, blicke auf den Sarg herab. Der Deckel hat die Form einer Türe, durch die der Tote hindurchgehen und in den Himmel eintreten kann. Am anderen Ende des Grabes haben sich die Männer um den Pastor versammelt. Auch sie weinen. Er scheint irgend etwas vorzulesen, doch wird dies vom Geheul der vielen Menschen und dem Tosen des

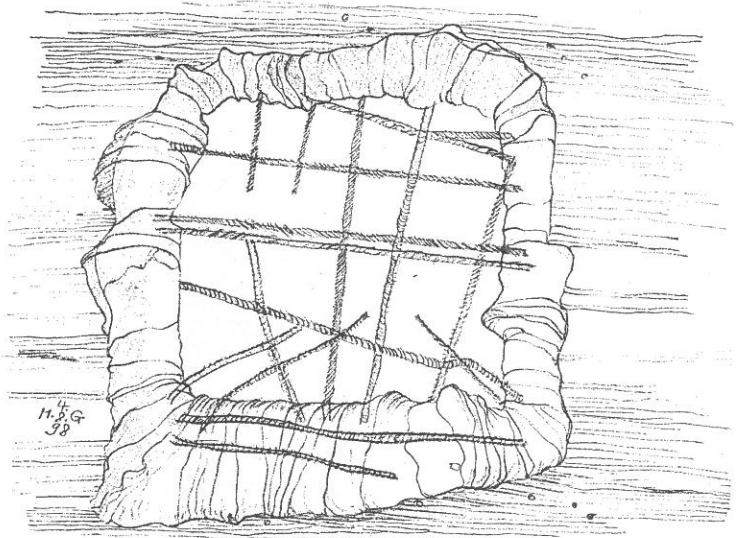
Meeres übertönt. Ein Mann, der beste Freund des Onkels, muß gewaltsam daran gehindert werden, sich ins Grab zu stürzen. Die Menschen scheinen wie in Trance zu sein. Ihr Weinen kommt mir vor wie eine Szene aus einem Schauspiel; etwas, das an dieser Stelle zu passieren hat. Ich frage mich, ob dieser unbändige Schmerz wirklich alleine Bra-Pani gilt?

Die beiden Zwillinge stehen sehr klein und verloren vor mir und drängen sich an mich. Plötzlich spüre ich, daß auch mein Gesicht naß ist, und ich weiß, ich weine, weil ich hier bald gehen muß. Ich weine, weil ich in einer Woche bereits im Flugzeug sitze, ich weine um all die unvergeßlichen Erfahrungen der letzten Monate. Um die Menschen, die mir so unendlich wichtig geworden sind, und ich weine wegen der Ungevißheit, sie jemals wieder zu sehen. Ich weine um die bedingungslose Liebe, die mir hier zuteil wird. Ich spüre, daß es Tränen der Dankbarkeit sind, die auf die schwarzen Locken der Zwillinge tropfen.

Als mir von irgendwoher ein Taschentuch entgegen-gestreckt wird, begreife ich: auch diese haben ihren Platz an Bra-Pani's Grab.

Auf dem Rückweg beruhigen sich die Trauernden schlagartig, und als wir beim Haus des Onkels angelangt sind, ist dort bereits eine große Party im Gange. Nachbarn und Freunde sitzen im Hof unter einem Zelt-dach und warten auf die Getränke. Aus Boxen dringt laute Musik, und eine Trommel- und Tanzgruppe bereitet sich auf ihren Auftritt vor.

Das Leben geht weiter.



Beer-digungen sind in Ghana ein großes gesellschaftliches Ereignis und eine willkommene Gelegenheit, umsonst zu Essen und Getränken zu kommen. Wir Schwestern schenken Cola und Bier aus und sammeln

die leeren Flaschen wieder ein. Später werden Fleischspieße ausgeteilt mit Reis und Salaten. Häufig treffen mich verwunderte Blicke. Denn eine Weiße, die diese Arbeit macht, gilt als Kuriosum. Dieses Relikt der Kolonialzeit beschämt mich zutiefst, denn ist dies nicht das Mindeste, was ich zurückgeben kann dafür, daß ich an den Ereignissen dieses Tages als eine von ihnen teilhaben darf?

Wir gruppieren uns um ein großes, mit Blumen geschmücktes Bild von Bra-Pani zum Familienfoto. Ein Onkel hat die gesamte Beerdigung mit der Videokamera aufgenommen. Auch dies gehört dazu. Am Abend vorher haben wir Videos von den Beerdigungen der Großeltern und einer Tante angeschaut. Zur Einstimmung.

Spät am Abend sitze ich mit einer meiner Schwestern unter dem Mangobaum, etwas abseits des Partygeschehens. Wir reden über das, was an diesem Tag alles war, und mir wird klar, wie anders hier mit dem Tod umgegangen wird.

Ich glaube, dies hat damit zu tun, wie die Menschen hier das Leben nehmen - nämlich so, wie es kommt. Sie leben in der Gegenwart, im Jetzt. Und mit der gleichen Selbstverständlichkeit begegnen sie dem Tod - als etwas zum Leben Gehöriges.

Ich denke daran, daß ich mich seit mehr als zwei Jahren mit Patientenverfügungen beschäftigt habe, wie ich unendliche Stunden dafür verwendet habe, zu überlegen, wie sie zu perfektionieren wären. Ich frage mich, was ist das für eine Gesellschaft, die mit einem Dokument regeln möchte, würdig von dieser Erde zu gehen? Solche Gedanken kommen mir in der lauen afrikanischen Nacht sehr fremd vor, sind nicht nachvollziehbar. Von weitem weht das gedämpfte Lachen der Trauergäste zu uns herüber.

Stephanie Waibel war im Rahmen ihres Medizinstudiums zu einem klinischen Praktikum in Gahna und lebte dort in der Familie des Dr. Tetteh.

